

# Relevanz und Beliebigkeit

## Bemerkungen zu archäologischer Methodik und Interpretation unter Bezugnahme auf die Ägyptologie

MARTIN FITZENREITER \*

*Sag mir, wo du stehst  
und welchen Weg du gehst!*

Hartmut König, Oktoberklub, 1965

Der vorliegende Band enthält acht Studien zum selben Gegenstand. In jeder dieser Studien wird vom Autor der Zugang zum Phänomen der dekorierten Grabanlagen im Alten Reich detailliert beschrieben. Es ist daher unnötig, in einer Einleitung das Thema eingehend darzustellen oder die methodischen Herangehensweisen zu resümieren. Nicht unnötig hingegen ist es vielleicht darauf einzugehen, was dieser „seminaristische“ Ansatz eigentlich soll. Was soll dabei herauskommen, wenn acht Leute über dasselbe schreiben? Zumindest dem geläufigen Bild von wissenschaftlicher Arbeit nach sollte man erwarten, dass alle Autoren mehr oder weniger dasselbe schreiben, weil das *Richtige*. Oder einige verirren sich und liegen damit *falsch*, einige liegen *richtig*, aber warum dann diese Anhäufung? Öffnet ein solches Unternehmen nicht einer Ägyptologie der Belanglosigkeiten die Tür? Spielt sie mit der post-modernen Attitüde des *anything goes*?

In diesem Essay werde ich versuchen, dem Problem in zwei Schritten näher zu kommen und in einem dritten vielleicht eine Antwort auf die Frage nach Sinn und Substanz archäologischer Forschung finden, jenseits von *anything goes*. Doch wird diese nicht jeden befriedigen, und ich bin mir ziemlich sicher, dass sie auch für mich nicht die endgültige Antwort ist.

---

\* Mein Dank gilt Angelika Lohwasser, Alexandra Verbovsek, Ludwig Morenz und Beat Schweizer, die sich die Mühe gemacht haben, den Entwurf dieses Textes zu lesen und mit wichtigen Kommentaren zu versehen. Es versteht sich von selbst, dass die Verantwortung für alle hier aufgestellten Behauptungen allein bei mir liegt.

### 1. Methodik

#### 1.1.

Warum überhaupt Methodik? Die Forschung des „langen 19. Jahrhundert“ (Eric Hobsbawm) hatte die bis dato von umfassend gebildeten *dilletanti* gepflegte Archäologie als einen bunten Strauß akademischer Wissenschaftszweige neu begründet. Sie kam ohne Reflektion, d.h. ohne die *Infragestellung* ihres Ansatzes und ihrer Methoden aus. Und – bei allem Respekt – zumindest in der Ägyptologie hält das 19. Jahrhundert ziemlich ungebrochen an. Sicher haben sich die Praktiken der Befunderhebung und –analyse verfeinert. Aber die Antwort auf die Frage nach dem Sinn der Forschung ist dieselbe geblieben: eine noch nie getane Entdeckung tun und daraus positives Wissen über die Vergangenheit erwerben. Der erste Aspekt ist gewissermaßen ein romantischer oder ästhetischer Ansatz, der das Erlebnis, die innere Erregung zum Ziel hat; der zweite ein aufklärerischer oder positivistischer, dem es um die Vergrößerung des Weltwissens geht. Beide tragen den Pathos der bürgerlichen Emanzipation in sich, den man auf den Universitätsfluren jedoch nur noch selten spürt. Erregung schickt sich nicht, Weltwissen wirft nichts ab.

#### 1.2.

Auch ist nicht zu übersehen, dass im wissenschaftlichen Selbstverständnis einige Brüche aufgetreten sind. Die westliche Ägyptologie, zusammen mit den übrigen archäologischen Fächern, ist sich ihrer Verlässlichkeit unsicher geworden.<sup>1</sup> Die sicherste Dia-

---

<sup>1</sup> Die nichtwestliche Ägyptenforschung, besonders die afrikanische Schule in der Folge von Cheikh Anta Diop, ist z.Z. noch weniger von methodischen Selbstzweifeln geplagt. Siehe etwa, als ein neueres und in der Darlegung seiner Zielsetzung der Inspirierung eines neuen afrikanischen Selbstbe-

gnose ist die, dass immer mehr die Darlegung methodischer Herangehensweisen Inhalt der Publikation eines Forschungsergebnisses wird. Es ist, als ob die Forscher durch die Exemplifizierung ihrer Methode sich selbst und andere von der Richtigkeit der Ergebnisse zu überzeugen suchen. So, als ob man den technischen Fortschritt des 20. Jahrhunderts heranzieht, um die Prämisse des 19. Jahrhunderts zu erfüllen.<sup>2</sup> Und noch eine Beobachtung lässt sich machen. Mittlerweile wird die Geschichtsschreibung solcher Methoden selbst zum lebhaften Thema der Forschung, nicht nur in der allgemeinen Kulturwissenschaft, sondern auch in den Spezialfächern, selbst – aber eigentlich nimmt sie da durchaus eine Vorreiterrolle ein – in der Ägyptologie.<sup>3</sup> Für den Zeitraum vor der bewussten Methodenreflexion, für die Antike, Mittelalter, frühe Neuzeit und noch das schon erwähnte lange 19. Jahrhundert, werden die Methoden posthum rekonstruiert, ab dem 20. Jahrhundert kann man dann unbeschwert in einer Fülle von Selbstbezeichnungen schwelgen, in Strukturalismus, historischem Materialismus, naturwissenschaftlichen, soziologischen und kulturwissenschaftlichen Zugängen und neuerdings vor allem in solchen anglophoner Benennung.<sup>4</sup> Dabei ist die Ten-

---

wusstseins sehr explizites Werk: Joseph Mabika Nkata, *La mystification fondamentale. Merut ne Maât. Aux sources nègres de la philosophie*, Lubumbashi: Presses universitaires de Lubumbashi, 2002. N.b.: *Merut ne Maât* - ein Neologismus, die ägyptische, d.h. kemische, d.h. afrikanische Übertragung des westlichen Begriffs der *Philosophia*. Die Kenntnis des Werkes verdanke ich Heinrich Balz.

2 Wahrscheinlich spreche ich nicht nur für mich, wenn ich gestehe, dass ich beim Lesen die langen methodologischen oder noch längeren technischen Abschnitte einfach überspringe, um nach dem *beef*, der Aussage zu forschen. Erst in der Auseinandersetzung mit den Ergebnissen wird der methodische Apparat durchkämmt - und dann vor allem nach Fehlern (s.u.).

3 Exemplarisch steht hierfür Siegfried Morenz, *Die Begegnung Europas mit Ägypten. Mit einem Beitrag von Martin Kaiser über Herodots Begegnung mit Ägypten*, Zürich / Stuttgart: Artemis, 1969, ein kulturwissenschaftliches Werk zur Ägyptenrezeption, an dessen Entwurf die Kulturwissenschaft bisher höchstens Verfeinerungen vornehmen konnte.

4 Bruce G. Trigger, *A History of Archaeological Thought*, Cambridge: University Press, 1989; Reinhard Bernbeck, *Theorien in der Archäologie*, UTB 1964, Tübingen/Basel: A. Francke, 1997; Manfred K. H. Eggert u. Ulrich Veit (Hgg.): *Theorien in der Archäologie: Zur englischsprachigen Diskussion*, Tübinger Archäologische Taschenbücher 1, Münster etc.: Waxmann, 1998.

denz latent, Wissenschaft als das Reden über das Reden zu verstehen und auf ein irgendwie positiv zu fassendes Ergebnis gern auch mal zu verzichten.<sup>5</sup> Das betrifft nicht nur das boomende Feld der eigentlichen Wissenschaftsgeschichte. Auch in befundspezifischen Abhandlungen wird heute viel Kraft auf die Diskussion älterer oder konkurrierender Interpretationen verwendet und gelegentlich scheint eher deren Zurückweisung im Zentrum zu stehen als die Analyse des Befundes *per se*.

### 1.3.

Man geht wohl nicht ganz fehl, wenn man den Hang zur Methodenexplikation und Methodendiskussion als Krisenerscheinung wertet. Einem sich so mit Fragen nach Verlässlichkeit, Ziel und damit Sinn beutelndem Fach droht offenbar das Selbstverständnis abhanden zu kommen, das seine Entstehung in jenem 19. Jahrhundert begleitete. Seinerzeit entwickelte man Methoden (Stilanalyse, Hermeneutik, Sprachwissenschaft, Periodisierung, Grabungstechnik), um auf festem Boden voranzuschreiten; heute zerbröseln alles in einem sich wechselseitig widerlegenden Methodenrausch. Die Krise setzt in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts ein, ja sie prägt diese hier als Metapher für eine wissenschaftliche Haltung verstandene Epoche. Sie erscheint in vielerlei Gestalt und konstituiert sich vor allem dadurch, dass sie von einer Seite beschworen, von anderer Seite bestritten und also real wird.

Drei in unserem Zusammenhang nicht uninteressante Aspekte des neuen Interesses an der Problematisierung von Methodik seien herausgegriffen, die auch das allgemeine Unbehagen in der Archäologie beschreiben. Der erste ist eher banal. Man wurde in der eigenen wissenschaftlichen Arbeit mit dem Faktum konfrontiert, dass die Vorgänger geirrt haben. Und zwar nicht nur jene der dilettantischen Periode, sondern selbst jene Gründerheroen der Wissenschaft im – ich sagte es bereits – 19. Jahrhundert. Um den Vätermord durch die neu gewon-

---

5 Zumindest bei einer Reihe von sich als Überblicke verstehenden Werken (z.B. einige Beiträge in Ian Hodder (Hg.), *Archaeological Theory Today*, Cambridge: Polity Press, 2001) oder solchen wie L. Meskell u. Robert W. Preucel, *A Companion to Social Archaeology*, Malden/Oxford/Carlton: Blackwell, 2004 kann man sich des Eindrucks nicht erwehren, dass nach langen Ein- und Umleitungen die Autoren zum Gegenstand ihrer Untersuchung höchstens noch in Andeutungen kommen.

nene Erkenntnis erträglich zu gestalten oder den Triumph der Emanzipation zur Gänze auszukosten (je nach Gemütsart), wird erhebliche Mühe auf dessen methodisch saubere Rechtfertigung gelegt.

Der zweite Aspekt ist weniger banal. Es ist die Konfrontation der Forscher mit den politischen Folgen der von ihnen mitgeschaffenen kulturellen Konstrukte des 19. Jahrhunderts in der Realität des 20. Regionalwissenschaftliche Fächer wie die Ägyptologie trifft diese Konfrontation doppelt; auf heimatlichem Boden und im Land ihrer Befunde. Hier als Stichwortgeber nationalistisch oder totalitär konzipierter Weltbilder, dort als Handlanger kolonialer Aneignung. In der Auseinandersetzung mit diesen Folgen archäologischen Arbeitens hat die Flucht in die Methodik Methode. Methode – als rein objektiver Weg des Erkenntnisgewinns konzipiert – entbindet den Forscher von der Verantwortung an seinen Entdeckungen: er formuliert ja nur, was der Befund ihm diktiert. In ihrer Rolle als Rechtfertigung, dass dennoch weiter geforscht wird, trifft die Methode dann bald auch auf die Theorie. Theorien sind im archäologischen Hausgebrauch vor allem *a priori* Setzungen, quasi Glaubensbekenntnisse, an denen der Forscher seine Ergebnisse anzulagern bestrebt ist. Einige solcher Theorien wurden unter Heranziehung ägyptologischer Befunde erstellt, z.B. die des *oriental despotism* von Karl Wittfogel,<sup>6</sup> aber in der Regel kommen die entsprechenden Gesellschaftstheorien (einst) bzw. Kulturtheorien (neuerdings) eher aus oberhalb der Befundlage angesiedelten Denkschulen und werden vom archäologischen Dienstleister gern aufgesogen. Jeweils auf dem aktuellen Stand der Diskussion über Gesellschafts- und Kulturmodelle zu sein versichert den Forscher nämlich seiner *political correctness*; einst (Stichworte wie Rasse, Kulturkreis, kulturelles Wesen usw. sind aus heutiger Sicht natürlich höchst unkorrekt, waren seinerzeit aber Ingridenzen jedes intellektuellen *smalltalks*) und jetzt. So fällt es doch auf, dass gerade in der Ägyptologie die auflebende Diskussion über Sinn und Gegenstand auch als ein Rückzug aus einem Orient angelegt ist, der sich spätestens seit Edward Said als Minenfeld entpuppt. Nicht mehr die Rekonstruktion der altägyptischen Realität steht zur Debatte, sondern die Re- und Dekonstruktion der Konstruktion Ägyptens im Abendlande. *Aegypten*

6 Karl August Wittfogel, *Oriental Despotism*, New Haven: Yale University Press, 1957.

als ein bewusst europäisches Projekt, fern der unerfreulichen Neuzeit.<sup>7</sup>

Der dritte Aspekt ist wieder eher banal, vordergründig aber der, dem die größte Aufmerksamkeit gezollt wird. Das Selbstverständnis der archäologischen Wissenschaften wird stark dadurch strapaziert, dass sie ihre Bedeutung im zeitgeistigen Feuilleton permanent in Frage gestellt sehen. Realität wird dieses Problem im Kampf um die Deutungshoheit über das, was „Geschichte“ ist ebenso, wie im Kampf um den Erhalt der staatlich alimentierten Institutionalisierung. Ein Diskurs, eigentlich ein Kampf um knappe Ressourcen, der gelegentlich auch in der Archäologie selbst ausgetragen und spätestens dann mit hohem methodischen Aufwand von beiden Seiten befeuert wird. Dazu noch unten.

#### 1.4.

Bietet aber Methodik (oder Theorie)<sup>8</sup> in der Archäologie tatsächlich einen Ausweg, wenn einem der

7 Jan Assmann, *Moses der Ägypter. Entzifferung einer Gedächtnisspur*, Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, München/Wien: Hauser, 1998; Erik Hornung, *Das esoterische Aegypten. Das geheime Wissen der Ägypter und sein Einfluß auf das Abendland*, München: Beck, 1999; Ludwig Morenz u. Thomas Glück (Hgg.), *Exotisch, Weisheitlich und Uralt. Europäische Konstruktionen Altägyptens*, im Druck. Auch mehrere Bände der von Peter Ucko herausgegebenen *Encounters with Ancient Egypt*, London: UCL Press, 2003 verfolgen diese „Gedächtnisspur“.

8 Was unterscheidet Methodik von der Theorie? Aus der für diesen Essay nötigen Perspektive sei als (archäologische) Theorie ein Korpus von Vorstellungen bezeichnet, die als Grundlage der Ansprache und Interpretation von Befunden dienen; unter (archäologischer) Methodik sei die Reflektion über die Art und Weise zu verstehen, in der Befunde gegliedert und zur Deutung aufbereitet werden. Jeder Methodik liegen theoretische Vorüberlegungen oder Annahmen zugrunde (dazu noch im folgenden), wobei die Anwendung bestimmter Methoden nicht zwingend impliziert, dass sich der Anwender der zugrundeliegenden theoretischen Annahmen bewußt ist (was zur Diagnose einer scheinbar theoriefreien Periode in der westdeutschen Nachkriegsarchäologie geführt hat; und dann ganz auffällig ist, wenn naturwissenschaftliche oder mathematische Methoden – als dem Schein nach theoriefreie, objektive Verfahren – herangezogen werden, s.u.). Insgesamt ist nicht zu übersehen, dass man es in der Literatur mit der Unterscheidung von Methodik und Theorie nicht sehr genau nimmt und oft recht kompliziert entwickelte Theorien vor allem heranzieht, um diverse methodische Zugänge zu legitimieren. Zur häufig eher dürrtigen theoretischen Untermauerung einiger Arbeiten der anglophonen Schule zumindest dann, wenn sie sich auf die

Zeitgeist den Sinn und der Orientalismus den Gegenstand der Forschung bestreiten? Vielerorts scheint man sich dessen gewiss zu sein. Das beweisen sowohl die Blüte des Genres der Theorie- und Methodendiskussion (z.B. dieser Beitrag) als auch die Ausschreibungstexte diverser akademischer Posten, in denen immer häufiger auf methodische Anforderungen Bezug genommen wird.<sup>9</sup>

Was bitte versteht man aber unter Methode? Mit Descartes' „Discours de la méthode“ (1637) Arithmetik und Geometrie als scheinbar unerschütterliche Koordinaten für Beweise, einschließlich der Existenz Gottes? Oder doch nur im Sinne von Theolo-

---

klassische französische Sozialwissenschaft zu stützen glauben, siehe: A. Coudart u. L. Olivier, *Archéologie dans l'histoire. Archéologie sans histoire. Les archéologues au coeur de la crise de la modernité*, Les nouvelles de l'archéologie no. 62, hiver 1995, 29-33; zu den eher halbverstandenen und noch eher reaktionären Anleihen bei Heidegger und Gadamer in ebendieser Schule siehe David W. Anthony, *Nazi and Eco-feminist Prehistories: Ideology and Empiricism in Indo-European Archaeology*, in: P. L. Kohl u. C. Fawcett (Hgg.), *Nationalism, Politics, and the Practice of Archaeology*, Cambridge: University Press, 1995, 82-96. Bei allem erkenntnistheoretischen (wahlweise auch: *epistemologischen*) Anspruch dieser Arbeiten und ihrer Apostrophierung als *theoretical archaeology* stellen sie in der Regel meist methodologische Studien dar – von ziemlich erheblicher Originalität übrigens, auch wenn einen mitunter der Ton stört, mit dem die Autoren auf die *correctness* ihrer Ansichten pochen. Allerdings ist es in der Archäologie auch kaum zwingend nötig, sich allzu lange beim sowieso nur auf begrifflicher Ebene existierenden Unterschied von Theorie und Methode aufzuhalten, da hier die Methode als Hilfsmittel der Befundanalyse im Mittelpunkt steht. Ein klassischer Fall, wie sich Begriffsdiskussionen verselbstständigen können ist die Diskussion um den Begriff der „Archäologie“ selbst, seitdem Michel Foucault eine kulturwissenschaftliche *Methode* zur Analyse (in diesem Fall sagt man wohl: *Dekonstruktion*) kultureller Konzepte so getauft hatte, was unter Altertumskundlern, die ihn als Selbstbezeichnung (die „Lehre/Wissenschaft vom Altertum“), Grundlage und Programm (sozusagen als *Theorie*) nutzen, für ziemliche Verwirrung sorgt (siehe dazu u.a. Svend Hansen, *Archäologie ist keine Spatenwissenschaft. Erwägungen zur archäologischen Datengewinnung*, *Das Altertum* 50, 2005, 197, Anm. 3.). Bleibt festzuhalten: Theorie in der Archäologie ist vor allem Methodik. Theorie der Archäologie ist Kulturwissenschaft.

<sup>9</sup> So findet sich z.B. in der zum 19.01.06 terminierten Ausschreibung der Göttinger Ägyptologieprofessur u.a. zu lesen: „Gesucht wird eine transdisziplinär (*hier streikt das PC-Rechtsschreibprogramm*, M.F.) orientierte Persönlichkeit, die eng mit dem ‚Zentrum für Theorie und Methodik der Kulturwissenschaften‘ zusammenarbeitet.“

gie, Ästhetik oder Sophismus die nachträgliche Explikation der Richtigkeit eines Bekenntnisses, eines Geschmacksurteils oder einfach einer gewollten Sache durch möglichst kunstfertige Beweisführung? Ist nicht über weite Strecken Methode der Weg, sich selbst von der Richtigkeit der eigenen Ansicht zu überzeugen, indem man die Meinung anderer als klar – weil *methodisch* (und weniger *inhaltlich*) – falsch erweisen kann? Der Gipfel an Methode bleibt der Dialog, wie ihn Platon und die frühchristlichen Gelehrten liebten: in dem der Adversarius sich schließlich zur Meinung des Apologeten bekehrt, ohne je wirklich zu Wort gekommen zu sein. In China bevorzugte man da immer das Lehrgespräch, in dem ein Meister den bekennd ignoranten Schüler belehrt, und so übrigens auch in Ägypten.

Die zuletzt erwähnten Sophismen können zwar als beliebte Methoden des Argumentierens gelten und feiern im Feuilleton fröhlichste Urzustände, müssen hier aber eigentlich nicht interessieren. Wesentlich bleibt tatsächlich der cartesische Weg der Wahrheitsfindung. Darunter sei ein als Methode beschreibbares Vorgehen verstanden, das auf die eindeutige, an strengen Kriterien fixierte Erarbeitung eines Ergebnisses zielt, welches sich in jeder Stufe quasi mathematisch nachvollziehen lässt. Forschung soll so von individuellen Interpretationsspielräumen befreit werden und ihre Ergebnisse in die Sphäre überdinglicher Objektivität gelangen.

Allerdings hatten Decartes und überhaupt der aufklärerische Rationalismus im Selbstverständnis der Gesellschaftswissenschaften (echte Neunzehnhunderter bevorzugen natürlich „Geisteswissenschaften“) in deren romantischer Entstehungsphase noch keine Rolle gespielt. Über Kultur und Gesellschaft hatten Rousseau und Herder Wichtiges gedacht und dann die ganze idealistische Philosophie, die der Marxismus auf die Füße zu stellen bemüht war. Mathematisch eingliedrige Logik als Weg der Wahrheitsfindung war bei all diesen nicht eben gebräuchlich und so war es zumindest auch in der Ägyptologie. Bis W.M.F. Petrie die Keramik mittels Seriation erlöste<sup>10</sup> und in der Folge immer mehr Methoden für die Analyse archäologischer Befunde nutzbar gemacht wurden, die aus Bereichen stam-

---

<sup>10</sup> W. M. Flinders Petrie, *Diospolis parva. The Cemeteries of Abadiyeh and Hu*, 1898-9, London: EEF, 1901, 4-12.

men, die der Kultur eher fern stehen. Neben der Statistik sind es vor allem naturwissenschaftliche Verfahren gewesen, welche so die Herrschaft des Geistes in der Archäologie wenigstens zu dämpfen halfen. Mit der Archäometrie hat die Archäologie des 20. Jahrhunderts schließlich ihr cartesisches Standbein institutionalisiert. Damit schien die Verschwisterung der beiden nun freimütig als Kultur- respektive Natur-Wissenschaften bezeichneten Zweige menschlichen Wissensdranges besiegelt.

Diese Institutionalisierung pflanzte allerdings auch den faulen Kern der Naturwissenschaften in die Archäologie ein – den Mythos von der „exakten Wissenschaft“. Naturwissenschaften und insbesondere ihre Methoden gelten als objektiv, da ihnen scheinbar keine Vorannahmen, keine Theorien zugrundeliegen. Ein im Experiment verifizierter naturwissenschaftlicher Befund lügt nicht und daraus schloss man messerscharf und gern: ein Naturwissenschaftler lügt nicht. Ein naturwissenschaftlicher Archäologe kann demnach auch nicht lügen und darf sich ganz vertrauensvoll wieder dem zuwenden, was ihn eigentlich interessiert: Altes neu entdecken und Wissen über die Vergangenheit erwerben.

Allerdings lügt auch ein kulturwissenschaftlicher Befund nie. Lügen, wenn man so will, kann nur der Interpret. Und damit sind zumindest methodisch beide Wissenschaftszweige wieder auf Augenhöhe.<sup>11</sup> Naturwissenschaftliche Methoden können das Spektrum möglicher Ergebnisse enorm erweitern, aber sie sind in keiner Weise eine Versicherung gegen Fehldiagnosen. Schädellehre war eine unglaublich naturwissenschaftliche Methode und führte nicht nur in der Ägyptologie zu unglaublichen Interpretationen.

Mathematik und formale Logik machen da nur scheinbar eine Ausnahme, aber sie deuten auch den

---

11 Zumindest im Alltagsverständnis der Naturwissenschaftler (mit den Medizinern als neue Gruppe der Lebenswissenschaftler) ist diese Vorstellung nicht unbedingt verbreitet. Man hält doch gern am Bild der exakten vs. der eher assoziativen Wissenschaften fest. Das Ende des Primats der euklidischen Mathematik und die Revolution der Physik um 1900 hätten sich als Initialzündungen einer Relativierung des naturwissenschaftlichen Selbstverständnisses angeboten, scheinen aber mentalitätsgeschichtlich bisher keine merklichen Auswirkungen gehabt zu haben. Das äußert sich z.B. in den Schockwellen, die gefälschte naturwissenschaftliche Forschungen im Feuilleton auslösen, während man bei den Kulturwissenschaften Unzuverlässigkeit sozusagen voraussetzt.

Ausweg aus dem Dilemma an. Als Kulturwissenschaften (n.b.!), die ausschließlich mit Begriffen arbeiten, können sie das interpretative Rauschen bei der Erlangung von Ergebnissen dadurch radikal einschränken, dass sie die Bedingungen ihrer Befunderhebung genau definieren. 1 und 1 ergibt nur unter wohldefinierten Bedingungen 2; außerhalb dieser Bedingungen existiert das Ergebnis 2 nicht, sondern es ergibt sich z.B. 11. Zahlen als Phänomen existieren außerhalb der Bedingungen der Mathematik genau so wenig, wie ein Rentenanspruch außerhalb einer Rentengesetzgebung. Es sind die vom Forscher ausgewählten und gesetzten Bedingungen, die über die Exaktheit einer Analyse, über die Richtigkeit einer Interpretation entscheiden. Nichts beweist das mehr als der Glanz und das Elend der Statistik in der Archäologie.<sup>12</sup>

### 1.5.

Das eben entworfenen Bild stellte sozusagen die Methodik des (mental) 20. Jahrhunderts dar, die geprägt ist von der Hoffnung, unfehlbar durch Methode zu sein. Ein derart karikaturistisch eingeschränktes Methodenbild ist aber selten.<sup>13</sup> Viel eher begegnet man heute einem Interesse an Methodik, das sich aus der Neugier speist, was man mittels neuer, anderer, verfeinerter Verfahrensweisen an bisher unbekanntem und auch unerwarteten Ergebnissen aus dem Befund erheben kann, wie man den Befund in seiner interpretativen Komplexität immer wieder neu beikommt. Es geht kaum noch darum, nur eine Methode zu exemplifizieren, weil man sie für die Lösung *aller* Probleme hält. Eher ist man interessiert, verschiedene Methoden zu diskutieren, die wenigstens bei der Lösung *eines* Problems hilfreich sein können. Die zweite Herangehensweise hat der Methodik ihren Nimbus als Königsweg zur „richtigen Erkenntnis“ genommen und kann vielleicht als

---

12 R. van der Spek u. C. A. Mandemakers, *Sense and Nonsense in the Statistical Approach of Babylonian Prices*, BiOr LX, No. 5/6, Sep.-Dez. 2003, 521-537.

13 Allerdings auch nicht selten genug. Mag einen die Naivität in Manuel Bachmann, *Die strukturalistische Artefakt- und Kunstanalyse. Exposition der Grundlagen anhand der vorderorientalischen, ägyptischen und griechischen Kunst*, OBO 148, Freiburg/Göttingen, 1996 hinsichtlich der Exemplifizierung ihres Gegenstandes eher humoristisch erscheinen, so erschreckt doch der Umstand, dass die Arbeit offenbar zumindest eine Richtung auch in der neueren idealistischen Philosophie repräsentiert.



der methodische Ansatz des 21. Jahrhunderts verstanden werden (um hier zum letzten mal mit Epochenbegriffen zu kokettieren).

Das Missverständnis bei der Flucht in die Methodik lag darin, dass man die Entdeckung – den Befund – als einen Hort ansah, dem durch die richtige Methode eine richtige Wahrheit oder Erkenntnis zu entlocken sei. Das Interesse an unterschiedlichen methodischen Zugängen eröffnet nun vor allem eine neue Sicht auf den *Befund*. Die Potenzen des untersuchten Phänomens sind nämlich praktisch unendlich. Die Gretchenfrage der Methodik ist allein, welcher Potenz man sich nähert. In dieser Perspektive kann die Methode dann durchaus das, wofür man sie hält: belegen, dass es mit der jeweiligen Interpretation des Befundes seine Richtigkeit hat. Archäologische Methode ist so gesehen also die durch genau definierte und nachvollziehbare Kriterien bzw. Bedingungen bestimmte Analyse einer als Befund definierten Auswahl von Phänomenen. Die Analyse kann sich naturwissenschaftlicher, mathematischer oder auch kultur- und kunstwissenschaftlicher, theologischer, literaturwissenschaftlicher, psychoanalytischer und sogar esoterischer, bei der Darlegung dann argumentativer Techniken bedienen. Unter den gegebenen und idealiter auch genau definierten Bedingungen liefern alle Methoden bei sorgfältiger Arbeit nachvollziehbare und damit objektivierte Ergebnisse. Mal die Lösung einer Gleichung, die zuvor gestellt wurde, mal die Deutung eines Abbildes, das zuvor als solches angesprochen wurde, mal den Entwurf eines transzendenten Sinnes, den man im Beleg vermutet, und mal einfach nur eine überzeugende Narrative.<sup>14</sup> Methodik entwickelt, was in der Befundansprache angelegt ist.

## 1.6.

Die Relativierung des Selbstverständnisses gegenü-

---

14 Die ästhetische Komponente der methodischen Aufbereitung, die schlüssige Narrative (oder auch die gefällige Präsentation in zwei- und dreidimensionalen Darstellungen, als Ausstellung und Event etc.) wird in der Wissenschaftstheorie gern übersehen, ist aber wohl in der Praxis weitaus bedeutender, als die theorieselige Meditation über Hermeneutik und dergleichen. Dazu, wie komplex der Gestus der Narrative auch Ziel und Wesen historischer Forschung formt, siehe Hayden White, *Metahistory. The Historical Imagination in Nineteenth-Century Europe*, Baltimore/London: Johns Hopkins University Press, 1973. Den Hinweis verdanke ich Amir Gilan.

ber dem Befund erscheint als der entscheidende Schritt, den die Archäologie in ihrer postprozessualen Phase durchgemacht hat.<sup>15</sup> Es ist gar nicht die Methode, die den Weg der Forschung bestimmt. Es ist die Auswahl dessen, dem man sich als Befund widmet, und es ist die in der Auswahl bereits implizierte Frage, die den methodischen Vorgang der Untersuchung bestimmt. Wer ein Verwandtschaftssystem sucht, wird mittels entsprechender anthropologischer Methoden ein Verwandtschaftssystem finden;<sup>16</sup> wer Nationalitäten sucht, wird über entsprechende Methoden der Definition kultureller Identitäten Nationalitäten finden;<sup>17</sup> wer sinnliche Frauen sucht, wird auf seine Weise sinnliche Frauen finden und wer Emanzen sucht, ebenso.<sup>18</sup> Der Befund ist das Ergebnis einer ersten und sogar der entscheidenden Interpretation, die bereits einen wichtigen Bruch zwischen das Phänomen und dessen Untersuchung legt. Diesen Bruch gilt es zu bestimmen und damit in gewisser Weise auch zu überwinden, indem man sich der Bedingungen sowohl der Definition einer Auswahl an Phänomenen überhaupt zur Entität *Befund* als auch der Bedingungen der Erhebung eines Ergebnisses bewusst zu machen sucht. Dieses Bemühen bestimmt die neuere Methodendiskussion, die sich intensiv mit dem Problem

---

15 Ian Hodder, „*Always momentary, fluid and flexible*“: towards a reflexive excavation methodology, *Antiquity* 71, 1997, 691-700. Siehe dazu auch die Erwiderung von Fekri A. Hassan, *Beyond the surface: comments on Hodder's 'reflexive excavation methodology'*, *Antiquity* 71, 1997, 1020-1025.

16 Siehe David M. Schneider, *A Critique of the Study of Kinship*, Ann Arbor, 1984, 1-39, der in zwei aufeinanderfolgenden Kapiteln exemplifiziert, wie man unter der Bevölkerung der Insel *Yap* ein ethnologisch befriedigendes Verwandtschaftssystem erheben kann, und wie wenig dieses System mit der Selbstwahrnehmung von sozialen Beziehungen der betreffenden Gruppe zu tun hat.

17 William Y. Adams, *The Invention of Nubia*, in: *Hommages à Jean Leclant*, Vol. 2, *Nubie, Soudan, Éthiopie*, BdE 106/2, 1994, 17-22, der am Ende seines Artikels die klassische Frage stellt: „Will the real Nubians please stand up?“

18 Ersteres tat Georg Ebers in *Eine ägyptische Königstochter*, Stuttgart, 1864 mit den methodischen Mitteln des Professorensromans, letzteres die Ausstellungsmacher von *Nofret – Die Schöne*, München, 1985 mit den Mitteln des Eventmanagements. N.b.: diese Strömung repräsentiert der in einem Band erschienene Katalog zur Ausstellung in München, während in dem in Hildesheim hinzugefügten zweiten Band mit dem Untertitel „*Wahrheit*“ und *Wirklichkeit* quasi ein Gegenbild entworfen wird.

des *hermeneutischen Zirkels* befasst.<sup>19</sup> Und auch der Hang zur Wissenschaftsgeschichte widmet sich diesem Problem. Geht es ihr doch letztendlich darum zu ergründen, wie man seinerzeit an einem Befund, der doch derselbe ist, den auch wir erheben, zu einem Ergebnis kam, das sich so eklatant von heutigen Interpretationen unterscheidet.

## 2. Interpretation

### 2.1.

Ein sich selbst ernst nehmendes Methodenverständnis impliziert, dass ein Befund so analysiert wird, dass sich das Ergebnis von selbst und zudem zwingend ergibt. Eine cartesisch gedachte Methode suggeriert zudem, dass ein anderes Ergebnis nicht möglich ist.<sup>20</sup> Fehler sind die Folge falscher Arbeit. Der Akt der Interpretation kommt streng gesehen in methodischer Perspektive nicht vor.

Diese Haltung ist methodisch (sic!) vollkommen richtig. Versteht man Methode als den Oberbegriff für analytische Techniken, so sollten diese bei richtiger Ingangsetzung (d.h. exakter Bestimmung und Einhaltung von Bedingungen) auch einigermaßen selbstlaufend sein. Methode in der Archäologie wurde im obigen Abschnitt deshalb auch als eine Stufe zwischen zwei Interpretationen definiert. Zwischen der Interpretation einer Entdeckung oder Beobachtung an offenbar historisch vergesellschafteten Phänomenen zu einem *Befund* und der Interpretation der methodisch erlangten Ergebnisse über diesen Befund zu einer Erkenntnis, zu positivem Wissen. Was ist aber Interpretation?

### 2.2.

Im vorliegenden Band sind Beiträge versammelt, die nicht nur und wahrscheinlich sogar weniger interessant dadurch sind, dass sie verschiedene methodische Zugänge darstellen, sondern dadurch, dass sie durchaus unterschiedliche und auch sich widersprechende Ergebnisse liefern. Im Idealfall ist dabei

die methodische Arbeit so sauber, dass der Leser bei jedem einzelnen Beitrag ausrufen möchte: Das ist die Lösung! Das ist das optimale Ergebnis einer Analyse der Grabdekoration! Dafür, dass der Leser von dem Ergebnis überzeugt wird, ist die Methode entscheidend; dafür, dass der Leser in Begeisterung verfällt, das Ergebnis. Im Prinzip gliedert die methodische Arbeit am Befund diesen nach charakteristischen und weniger charakteristischen Merkmalen nur auf. Was aber als Kern der Charakteristik erscheint, wird bereits in der Setzung der Bedingungen angelegt. Wenn eine Keramikanalyse die figürliche Dekoration ins Zentrum stellt, wird man eine Typologie figürlicher Darstellungen erhalten; stellt man die Zusammensetzung des Tons in den Mittelpunkt, erhält man eine Klassifikation nach Materialien usw. In unserem Fall: Stellt man die Frage des formalen Aufbaus der Grabdekoration in den Mittelpunkt, erhält man eine Systematik möglicher Bild- und Kompositionsschemata; stellt man den religiösen, ideologischen, ökonomischen oder sozialen Gehalt der Darstellungen in den Mittelpunkt, erhält man kontextspezifisch gebrochene Projektionen der jeweiligen Sphären. Die bereits vor der Analyse geäußerte Vermutung, dass die ausgewählte Charakteristik irgendeinen Wert hat (heut' sagt man gern: *heuristischen* Wert), ist Interpretation, ebenso, wie der Akt der Bewertung des jeweiligen Ergebnisses. Damit ist die Interpretation der schöpferische Akt des Archäologen. Er zerfällt in zwei Elemente; in die Formulierung einer Frage und daraus folgend der Interpretation einer Anzahl von Aspekten eines Phänomens zu einem Befund, und, nach der (selten genug) methodisch vorgehenden Analyse dieses Befundes, in die Interpretation der Ergebnisse hin zu einer Antwort auf die Frage, zu einer Erkenntnis.

### 2.3.

Tatsächlich liegt das Interessante an methodisch orientierten Arbeiten gewöhnlich nicht darin, dass die Autoren neue Antworten auf bereits gestellte Fragen finden, sondern dass sich die Autoren ganz neuen und bisher unbekanntem Aspekten zuwenden. Die Erfindung einer originellen Fragestellung bereitet den Weg zu einer originellen Lösung.<sup>21</sup> Dabei kann

<sup>19</sup> Bernbeck, op.cit., 278-286.

<sup>20</sup> „... daß es ja von jedem Gegenstand nur eine Wahrheit gibt und daß jeder, der sie findet, davon so viel weiß, als man überhaupt wissen kann.“ René Descartes, *Abhandlung über die Methode (Discours de la méthode, 1637, übersetzt von Arthur Buchenau)*, in: Ders., *Ausgewählte Schriften*, Leipzig: Reclam, 1980, 22.

<sup>21</sup> Der gelegentlich geäußerte Einwand, die postprozessuale Archäologie habe, außer einer Menge guter Anregungen, doch relativ wenig Neues zur Lösung alter archäologischer

der Forscher anhand der von ihm ge/erfundenen Frage einen neuen methodischen Zugang entwickeln, mit dem er den durch die Frage definierten Aspekten und Charakteristika nachgeht. In der Ägyptologie ist häufiger (doch zugegebenermaßen nicht ausschließlich) der umgekehrte Weg zu beobachten: durch das Studium fachferner methodischer Ansätze stößt der Forscher auf neue Aspekte, nach denen er das ihm zur Verfügung stehende Material befragt und die er mit dem angebotenen methodischen Werkzeug auch bearbeiten kann. Daher ist die Beschäftigung mit Methodik und Theorie anderer Fächer tatsächlich so befruchtend für die archäologische Forschung. Kräftig im Zeitgeist mit zu schwimmen und sich in der Methodenlandschaft umzutun ist keineswegs ein Fehler. Es ist vielmehr eine der Voraussetzungen, um dem archäologischen Material neue Aspekte abzugewinnen.

Unter diesen Voraussetzungen ist es dann aber auch völlig legitim, verschiedene methodische Ansätze und ihnen zugrunde liegende Interpretationen an einem Ort zu versammeln, sogar, wenn sie ein und dasselbe Material betreffen; dekorierte Grabanlagen des Alten Reiches z.B. Nur so kann die theoretische unendliche Potenz des Phänomens durch die Definition möglichst vieler seiner Aspekte – das sind die Befunde – wenigstens erahnt werden.<sup>22</sup>

#### 2.4.

So eine Zusammenstellung hilft auch, den Glauben an die einzige und richtige Methode zu relativieren und lenkt den Blick auf das Neue, das durch *jede* Beschäftigung mit einem historischen Phänomen unserem Bild von der Vergangenheit hinzugefügt wird. Je nach Perspektive kann man dazu in einem interpretativen Akt dann Stellung beziehen, indem man es als richtig oder falsch, als Wissen oder als

---

Probleme beigetragen (z.B. Hansen, op. cit., 213; etwas aggressiver Fekri Hassan, op.cit.), ist wahrscheinlich richtig, geht aber am Problem vorbei. Die postprozessuale Strömung (in ihren besseren Werken) will gerade nicht die traditionellen Fragen beantworten, sondern neue Fragen an die historisch vergesellschafteten Phänomene stellen; Fragen, die der traditionellen Archäologie mitunter tatsächlich eher fremd und daher befremdlich sind.

<sup>22</sup> Einschlägig für die Nebeneinanderstellung verschiedener möglicher Zugänge und Ergebnisse ist: Christopher Tilley, *Material Culture and Text. The Art of Ambiguity*, London/New York: Routledge, 1991 (den Hinweis verdanke ich Beat Schweizer).

Phantasma klassifiziert. In dieser Praxis interpretativen wissenschaftlichen Austausches wird sich eine sehr viel differenziertere Sicht auf ein Phänomen konstituieren, als sie ein nur individueller Zugang ermöglichen kann. Jede Fragestellung, jedes Ergebnis hebt bestimmte Aspekte hervor, vernachlässigt damit aber andere. Erst im Zusammenspiel, auch unter Berücksichtigung eventuell marginaler Elemente, baut sich so ein komplexes Bild des behandelten Phänomens auf. Außerdem relativiert dieses Vorgehen den Anspruch jedes einzelnen Zuganges gewaltig, da es ihn als nur eine von vielen möglichen Interpretationen hinstellt, die auch noch – dazu gleich – sehr von Bedingungen abhängt, die dem jeweiligen Forscher selten bewusst sind. Diese Erkenntnis setzt etwas der verbreitete Unsitte entgegen, die im Sinne strategischer Positionierung suggeriert, Einzelne würden unabhängig von allgemeinen Tendenzen der Forschung ihre besondere Leistung *for the first time* exemplifizieren, wie man heutzutage in fast jedem Klappentext lesen darf (wenigstens bei *Routledge*).<sup>23</sup> Geht man davon aus, dass jede Analyse eine individuelle Interpretation des Materials bereits impliziert, ist dieser Anspruch nämlich nur schrecklich banal: natürlich widmet sich jeder Forscher *seiner* Fragestellung zum ersten Mal. Wenn in heroischer Pose beschworen wird, welche Defizite die Forschung aufweist und man sich gewissermaßen der Behebung dieser Missstände zuliebe aufopfert, dann übersieht man oft, dass die entsprechenden Themen bisher schlicht niemanden interessiert haben (oder dass man entsprechende Ansätze übersehen hat, z.B. weil sie an falscher Stelle oder in der falschen Sprache publiziert wurden).<sup>24</sup>

#### 2.5.

Sieht man also den Akt der Interpretation als den Anfang und das Ende jeder methodisch orientierten Analyse eines historischen Phänomens an, dann ist die interessante Frage eigentlich nicht, wer zum ersten mal oder am lautesten interpretiert hat, son-

---

<sup>23</sup> Die *for the first time*-Krankheit ist im Grunde die Übersetzung des romantischen Klischees von der unerwarteten Entdeckung – vom Schatzfund – in akademische Sprache. Indiana Jones auf dem Papier.

<sup>24</sup> Z.B. ist auch die Idee, denselben Befund von verschiedenen Seiten und durch verschiedene Personen – Künstler, Politiker, Touristen, Esoteriker, schließlich auch Archäologen – zu beleuchten keineswegs neu; siehe z.B. Hodder op. cit.



den: welche Bedingungen bestimmen den Akt der Interpretation? An diesen sollte sich abschätzen lassen, wie groß oder lächerlich die individuelle Leistung eines Forschers letztendlich ist. Arbeitet er sich tatsächlich in ganz neue Aspekte eines größeren Phänomens hinein, oder fischt er nur nach Stichwörtern des methodologischen Diskurses, die er mehr oder weniger originell *for the first time* einer bisher übersehenen Materialgruppe aufzwingt?

Es sind wohl zwei Elemente, die die Bedingungen der Interpretation bestimmen: ein *inneres*, nämlich die individuellen Eigenschaften des Forschers, und ein *äußeres*, nämlich seine Gebundenheit in den Habitus seiner Gesellschaft und seiner Wissenschaft. Da jede Forschung bereits in der Fragestellung als ein interpretativer und damit schöpferischer Akt konstituiert ist, haben die individuellen Eigenschaften eines Wissenschaftlers so außerordentliche Bedeutung für die Art des Ergebnisses. Nicht umsonst kann Methoden- und Wissenschaftsgeschichte im strengen Sinne nur als die Geschichte von individuellen Forschungsleistungen, ja von Forscherbiographien geschrieben werden. Forschung ist von Temperament und Handschrift geprägt und bezieht daraus, was jenseits von *for the first time* die tatsächliche Originalität einer wissenschaftlichen Leistung ausmacht. Allerdings gerät man bei der Bestimmung individueller Eigenschaften, die die Bedingungen für den interpretativen Horizont eines Forschers setzen, sehr schnell in Grauzonen: sind z.B. sein Geschlecht (oder seine Rasse) noch individuelle Faktoren, oder nicht eher bereits solche, die vom Habitus der gegebenen Gesellschaft regiert werden? Die soziale Position und Fortunas Hand formen ein Individuum von „außen“. In seiner Ausbildung wird der künftige Archäologe zurechtgebogen und so in einen wissenschaftlichen Diskurs entlassen, der ihm die zeitgemäßen Fragen und oft gleich die schicklichen Antworten zuspießt.<sup>25</sup>

---

25 Auf dieser Ebene würde ich auch den Bezug zur „Theorie“ ansiedeln, der so eng mit der Methodik verbunden scheint, aber m.E. in der z.Z. relevanten Literatur deutlich überbewertet wird. So viel reflektierte Theorie steckt in den meisten methodischen Ansätzen gar nicht, dafür um so mehr Zeitgeist und im günstigen Fall eine gehörige Portion jener mentalen Gemengelage, die man den „gesunden Menschenverstand“ nennt und die den *smalltalk* aufrechterhält, der in der Wissenschaft und auch zwischen Wissenschaftszweigen und dem Rest der Welt so wichtig ist.

Wie stark die sozialen, ökonomischen, kulturellen usw. usf. Rahmenbedingungen das individuelle Verhalten insgesamt und die Zielsetzungen des Forschers im speziellen bestimmen, muss hier nicht erörtert werden.<sup>26</sup> Die Wissenschaftsgeschichte ist bemüht, genau dieses Spannungsverhältnis zwischen dem individuellen Lebensweg und den historischen Gegebenheiten für jede in der Wissenschaft einigermaßen auffällig gewordene Persönlichkeit zu analysieren und wird – weil sie ja selbst wieder zwischen Interpretation und Methodik chargierende Forschung ist – immer Neues dazu zutage fördern. An dieser Stelle sei daher nur daran erinnert, dass etwas mehr Demut gegenüber der Leistung der Vorgänger und etwas mehr Zurückhaltung bei der Bewertung des zeitgeistig Aktuellen und der eigenen Leistung aus dieser Erkenntnis heraus wohl angebracht sind.<sup>27</sup>

---

26 Die Seite der Gebundenheit von Forschung habe ich hier bewusst und damit natürlich ungebührlich vernachlässigt; siehe als klassische Studie: Pierre Bourdieu, *Homo academicus*, Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 1988. Eine schöne Sammlung von Beispielen der innigen Beziehung von Zeit und Person in der Archäologie bietet Stefan Altekamp, Mathias René Hoffer, Michael Krumme (Hgg.), *Posthumanistische Klassische Archäologie. Historizität und Wissenschaftlichkeit von Interessen und Methoden*, München: Hirmer, 2001. Wenn neben vielen Bekenntnissen der klassischen Archäologie dort von den traditionellen, im deutschsprachigen Raum vergesellschafteten Altertumswissenschaften des 19. Jahrhunderts auch die Ur- und Frühgeschichte und die vorderasiatische Altertumskunde vertreten sind, so fehlt auffälliger Weise ein ägyptologisches Zeugnis. War die deutschsprachige Ägyptologie 1999 noch nicht so weit?

27 Zur Illustration ein neueres Beispiel. Im Zusammenhang mit dem kürzlich erschienenen verdienstvollen Buch von Oksa El-Daly, *Egyptology: The Missing Millennium. Ancient Egypt in Medieval Arab Writings*, London: UCL Press, 2005 rauschte durch das Feuilleton, die westliche Ägyptologie habe sich gewissermaßen bewusst und hartnäckig dagegen gewehrt, die Untersuchungen mittelalterlicher und frühneuzeitlicher arabischer Autoren zu pharaonischen Denkmälern wahrzunehmen. Hier wird einmal mehr die differenzierte Analyse des Orientalismus-Phänomens durch Edward Said in einen grobschlächtigen Vorwurf verwandelt. Hatte Said den Orientalismus noch als einen Akt der Interpretation analysiert (Edward W. Said, *Orientalism*, 1978, hier zitiert nach: Paperback 1979, New York: Vintage Books, 25th Anniversary Edition, 2003, siehe besonders die Einleitung: 1-28), wird in der epigonalen Literatur auf verschwörerisches Verschweigen oder blasierter Ignoranz gegenüber kulturellen Leistungen der arabischen Welt insinuiert. Was schlicht falsch ist. El-Daly führt ganz korrekt an,

### 3. Substanz

#### 3.1.

Soweit gekommen scheinen Methodik und Interpretation in ein versöhnliches Verhältnis gerückt, aber es bleibt doch eine Frage. Wenn Methoden zwar universelle Techniken sind, Interpretationen aber individuelle Akte, und Methode nur eingezwängt ist in zwei Interpretationen – was bleibt von der Objektivität? Warum betreiben wir noch Wissenschaft, wenn letztendlich doch alles auf freie interpretative Assoziation hinausläuft und diese eine einerseits sehr berechnete und andererseits so beliebige Leistung ist? Auch sollte man bei aller Verliebtheit in die Theorie des Forschens und aller Demut ob der Lebensumstände großer Forscher eines nicht vergessen: dass es bei Archäologie eben doch um die Vergangenheit geht, also darum, „wie es eigentlich gewesen“ (Leopold v. Ranke) – und zwar nicht, als man den Befund erhob, sondern damals, als die ihn konstituierenden Phänomene sich zutrug.<sup>28</sup>

---

dass Joseph Hammer (von Purgstall) das für die arabische Hieroglyphik so wichtige Manuskript des Ibn Wahshiyah bereits 1806 publizierte, und zwar mit dem dezidierten Hinweis, dass es für die Hieroglyphenentzifferung hilfreich sein sollte und dazu bereits von Athanasius Kircher dazu herangezogen worden sei (J. Hammer, *Ancient Alphabets and Hieroglyphic Characters Explained ...*, London: Bulmer, 1806; siehe El-Daly, op. cit., 68f). Für eine linguistisch ausgerichtete Entzifferung war es das aber nicht und wurde zusammen mit der Kircherschen Hieroglyphik *ad acta* gelegt. Dass die arabischen Manuskripte jetzt, in einer Phase intensiver Auseinandersetzung mit der Hieroglyphik, wieder zu Ehren kommen, ist Logik der Forschung und ein wichtiges Korrelativ zur dabei latenten Abendländozentristik (Aleida Assmann u. Jan Assmann (Hgg.), *Hieroglyphen: Stationen einer anderen abendländischen Grammatologie*, München: Fink, 2003; wo, für den Titel merkwürdig genug, auch Beispiele aus Ostasien und Amerika behandelt werden). Die Ägyptologie des 19. Jahrhunderts war an diesen Fragen einfach wenig interessiert; bei der Bearbeitung der sie interessierenden Phänomene griff sie aber sehr wohl und massiv auf mittelalterliche und frühneuzeitliche autochthone Quellen zurück: auf die koptische Sprache.

<sup>28</sup> Unnötig ist es, sich damit auseinander zu setzen, ob es die *Phänomene/Erscheinungen* und deren Ursachen überhaupt gibt, im Sinne einer materiellen Existenz außerhalb der Vorstellungskraft. An dieser Stelle ist man an der berühmten Unterscheidung von materialistischem vs. idealistischem Zugang angelangt und es genügt zu bekennen: ja, es gibt sie, und sie existieren unabhängig und außerhalb unserer Wahrnehmung (W. I. Lenin, *Materialismus und Empirio-kritizismus*, Werke Bd.14, 141). Da es sie gibt, können sie also

#### 3.2.

Das bis hier beschriebene Prinzip der doppelten Interpretation mit eingebetteter Methodik berührt die Frage nach dem Wahrheitsgehalt der Forschung ebenso wenig wie die nach deren Relevanz. Es stellt nichts weiter dar als eine im Grunde sehr simple Beschreibung jeder Form der Auseinandersetzung mit historischen Phänomenen. Diese trifft nicht nur für den Bereich dessen zu, was sich im jeweils zeitgeistigen Kontext (mittelalterliches Kloster, aufklärerischer Salon, romantische Universität) als „Wissenschaft“ geriert, sondern z.B. auch für die künstlerische Auseinandersetzung und viele andere Facetten dessen, was allgemein als Rezeption verstanden wird (neuerdings auch schon mal als Transformation).<sup>29</sup> Dieser Gedanke soll hier nicht breit ausgeführt werden; er ist aber hilfreich, um sich die grundsätzliche Relativität von Interpretation und Methodik bewusst werden zu lassen.<sup>30</sup> Ein Künstler

---

auch erforscht werden. Nicht explizit eingehen möchte ich an dieser Stelle außerdem auf die Diskussion um die deutschsprachige philosophische Hermeneutik (Schleiermacher, Dilthey, Gadamer) und deren Konzept des „Einfühlens“ oder „Verstehens“ jenseits einer cartesischen Methodik, da es mir hier nicht um Erkenntnistheorie, sondern um den archäologischen Hausgebrauch geht; auch wenn etliche hier fallende Bemerkungen damit zu tun haben können (zur philosophischen Hermeneutik und Archäologie z.B.: Mathias René Hofter, *Verstehen und Selbstverständnis. Zum wissenschaftstheoretischen Status der Hermeneutik*, in: Stefan Altekamp, Mathias René Hofter, Michael Krumme (Hgg.), *Posthumanistische Klassische Archäologie. Historizität und Wissenschaftlichkeit von Interessen und Methoden*, München: Hirner, 2001, 193-208; Luca Giuliani, *Kleines Plädoyer für eine archäologische Hermeneutik, die nicht mehr verstehen will, als sie auch erklären kann, und nur soviel erklärt, wie sie verstanden hat*, in: Marlies Heinz, Manfred K. H. Eggert, Ulrich Veit (Hgg.): *Zwischen Erklären und verstehen? Beiträge zu den erkenntnistheoretischen Grundlagen archäologischer Interpretation*, Tübinger Archäologische Taschenbücher 2, Münster etc.: Waxmann, 2003, 9-22, sowie weitere Beiträge in jenem Band.).

<sup>29</sup> So der Titel des Berliner SFB 644 „Transformationen der Antike“ ([www.sfb-antike.de](http://www.sfb-antike.de); Zugriff am 10.02.06).

<sup>30</sup> Einige Gedanken über die Verquickung von der sich als Wissenschaft verstehenden Ägyptologie mit der zeitgeistig produktiven Ägyptomanie habe ich mir in *Europäische Konstruktionen Altägyptens – Der Fall Ägyptologie*, in: Ludwig Morenz u. Thomas Glück (Hgg.), *Exotisch, Weisheitlich und Uralt. Europäische Konstruktionen Altägyptens* (im Druck) gemacht, wo zwischen einer „vertikalen“ Ägyptenrezeption, d.h. auf vorangehende Forschung aufbauender und nach Verifikation bzw. Falsifikation vorgelegter Ergebnisse

wird das von ihm gewählte – archäologisch gesprochen: das als Befund interpretierte – antike Sujet natürlich mittels bestimmter künstlerischer Techniken bearbeiten und als Lösung der ihm gestellten Aufgabe ein Werk anbieten, das in seiner Weise schlüssig das Sujet bewältigt. Kaum jemand wird an der Legitimität seines individuellen Zugangs zum historischen Phänomen zweifeln. Wie erfolgreich die Bewältigung eingeschätzt wird, hängt von der Beherrschung der methodischen – in diesem Fall: der künstlerischen – Technik ab. Und ob das Ergebnis – also das literarische Werk, das Musikstück, das Gemälde, die Plastik oder was auch immer – als gültige Interpretation durchgeht, hängt dann am Zeitgeist.

Im Prinzip ergeht es dem Wissenschaftler nicht anders und man könnte die Diskussion hier abbrechen. Mehr als Gespür für *for the first time*-Fragestellungen, saubere Technik und schließlich das Hoffen auf einen gütigen Zeitgeist scheint auch dem Ägyptologen nicht gewährt zu sein.

### 3.3.

Aber als Ägyptologen wollen wir es doch nicht auf uns sitzen lassen, mit jedem Autor drittklassiger pharaonischer Schundromane in einen Topf geworfen zu werden. Doch haben wir – neben der vielleicht etwas umfangreicheren Materialkenntnis, die uns immerhin ein paar mehr Fragen suggeriert als die nach dem Liebesleben der Nofretete<sup>31</sup> – auch nur Methodik und Interpretation als Wege zu einem Ergebnis. Und so müssen diese doch wieder herangezogen werden, wenn es um den eigentlichen Sinn, das Besondere und Bleibende, die Substanz unserer Forschung geht. Diese Substanz sollte, so die wohl gängige Meinung, ja gerade darin liegen, dass ägyptologische Forschung sich in *einem* von der bewussten Individualität des rezeptiven Umgangs mit Ele-

---

strebender Forschung, und einer „horizontalen“, d.h. auf die Integration als pharaonisch interpretierter Elemente in zeitgeistig geprägte Konstrukte angelegte Ägyptenrezeption unterschieden wird, die in beständiger Wechselwirkung stehen.

31 Da ich das zweifelhafte Vergnügen hatte, für das Buch von William Klein, *Der Geliebte der Nofretete*, Berlin: Rütten & Loening, 1998 den ägyptologischen Lektor abzugeben, weiß ich, wovon ich rede. Immerhin wurde es gut bezahlt. Und das Liebesleben der 18. Dynastie – Verzeihung: die Genealogie der 18. Dynastie – ist ja nach wie vor ein Hit auch der ägyptologischen Forschung.

menten der pharaonischen Kultur unterscheidet: dass ihre Interpretationen altägyptischer Phänomene überindividuell sein wollen, objektiv.

Und natürlich verfügen Ägyptologen bei der Beantwortung der Rankeschen Frage „wie es eigentlich gewesen“ über sehr viel feinere Methoden der Untersuchung als nur über Assoziation und Imagination. Doch bleibt spätestens seit der postprozessualen Ernüchterung über das Ausbleiben der naturwissenschaftlichen Wende hin zur überindividuellen Objektivität rein formaler Befunddeutung das cartesische Dilemma: eine gute Methode ist letztendlich doch nur die, welche die gewünschte Interpretation beweist. Daher ist es oft so völlig unnötig, über Methoden zu streiten. Durch Methode beweist man dem, der einer grundsätzlich anderen Interpretation schon in der Fragestellung anhängt, gar nichts. Im Ernstfall wird nicht einmal die Methode der Hieroglyphenübersetzung des Ägyptologen akzeptiert. Was bleibt, ist nun noch die oben als subjektiv definierte Interpretation. Ist es auch unnötig, über Interpretationen zu streiten?

### 3.4.

Damit kehren wir auch zum Ausgangspunkt zurück: warum so viele Beiträge zu demselben Gegenstand? Glauben wir selbst nicht mehr an die Objektivität der eigenen Ergebnisse, dass wir sie durch die Komplettierung mit anderen Beiträgen gegen Kritik absichern wollen? Und lassen wir lieber ein falsches Ergebnis stehen, um nicht nachträglich der Kritik ausgesetzt zu sein, wir hätten seine Bedeutung nicht verstanden?

Diese Art von Streit um die Substanz der Forschung ist so alt wie die Beschäftigung mit dem, „was eigentlich gewesen“ und hat im Grunde nichts mit der oben behandelten methodologisch ausgelebten Krise der Archäologie im 20. Jahrhundert zu tun. Der Streit um das Falsche und das Richtige ist die normale Auseinandersetzung in der wissenschaftlichen Arbeit, die praktische Umsetzung jenes dialektischen Widerspruchs, dem die Wissenschaft ihre Bewegung überhaupt verdankt. Ziel der Archäologie ist es, einen bestimmten Grad von Objektivität bei der Deutung historisch vergesellschafteter Phänomene zu erhalten: einen Fund zu bestimmen, einen Text zu lesen, eine durch Spuren archäologisch nachvollziehbare Begebenheit zu rekonstruieren. In jedem Fall wird sich mit einiger Wahrscheinlichkeit

ein hohes Maß an Richtigkeit bei der Interpretation erlangen lassen und was dem nicht entspricht, liegt eben tatsächlich falsch.

Soweit, so gut. In der archäologischen Praxis lassen sich aber weder die richtige noch die falsche Interpretation durch ein höheres Schiedsgericht beurteilen,<sup>32</sup> sondern sie sind erst durch ihre fort-dauernde Integration in den Prozess des wissenschaftlichen Austausches verifizierbar oder eben falsifizierbar. Ergebnisse, die auf schlechter Methode beruhen, scheiden zügig aus, z.B. wenn man sich verrechnet hat oder wichtige ikonographische Details übersehen wurden. Weitaus schwieriger zu beurteilen sind differierende Ergebnisse, wenn in der Fragestellung bereits von weit auseinander liegenden Prämissen ausgegangen wird. Um die Datierung der Residenzgräber aus dem Alten Reich schwelt ein Streit, bei dem einerseits von stilistischen, andererseits von bautechnischen Befunden ausgehend wohl noch für einige Zeit Diskussionsbedarf besteht.<sup>33</sup> Bereits aus diesem Grund sollte geraten sein, nicht nur das methodische Vorgehen der jeweiligen Untersuchung zu prüfen, sondern sich bereits der Ausgangsthese, der Fragestellung zu versichern. Man könnte dann nämlich schnell zu dem Ergebnis kommen, dass man gar nicht über dasselbe redet (Stilgeschichte? Baugeschichte? Belegungsgeschichte?) und deshalb auch schwer methodisch sauber strei-

32 Die merkwürdige Erfindung der *peer review* soll dieses Schiedsgericht wohl imitieren. Da es aber meist anonym tagt, ist der mal wieder völlig faule Kern der Sache offensichtlich: es geht um Positionierung der Peers und des Gepeerten im Wissenschaftsbetrieb. Um Wissenschaft, um den Austausch individueller Interpretationen, geht es jedenfalls kaum, auch wenn gelegentlich ein Autor auf einen Fehler rechtzeitig hingewiesen wird – wozu aber Anonymität kaum nötig ist.

33 Ausgelöst wurde die Kontroverse durch die Arbeit von Nadine Cherpion, *Mastabas et Hypogées d’Ancien Empire. Le Problème de la Datation*, Brüssel, 1989. Eine kritische Haltung begründet Peter Janosi, *Giza in der 4. Dynastie, Band I: Die Mastabas der Kernfriedhöfe und die Felsgräber*, Wien: Österreichische Akademie der Wissenschaften 2005, 41-58, der u.a. auf die notwendige Differenzierung zwischen Bau-, Dekorations-, Belegungs- und letztendlich auch individueller Lebensgeschichte der Bestatteten in einer Grabanlage verweist. Methodisch wichtig dazu auch Stephan J. Seidlmayer, *Stil und Statistik. Die Datierung dekoriertes Gräber des Alten Reiches – ein Problem der Methode*, in: Johannes Müller u. Andreas Zimmermann (Hgg.), *Archäologie und Korrespondenzanalyse*, Internationale Archäologie 23, Espelkamp: Marie Leidorf, 1997, 17-51.

ten kann. Das wird spätestens offenbar, wenn hinter der Fragestellung bereits ein weltanschaulich geprägter Zugang steht, wie bei der Interpretation von „Szenen des täglichen Lebens“ in funeren Anlagen als Symbole oder Genreszenen, oder gar ein komplett anderes Weltbild, wie regelmäßig in solchen Fällen, wenn sich die westliche Ägyptologie in champollionscher Tradition mit esoterischen, afrozentristischen oder nationalistischen Ansätzen konfrontiert sieht. Die Erfahrung lehrt, dass im letzteren Fall zwar Vermittlung Not tut, aber eine Diskussion der Ergebnisse fast ausgeschlossen ist.<sup>34</sup>

### 3.5.

An dieser Stelle ein kurzer Blick auf die Praxis der Auseinandersetzung im engsten wissenschaftlichen Milieu. Mit etwas Abstand betrachtet wirken die meisten in der Literatur oder (selten) auf Tagungen ausgetragenen Streitereien gemäßigt und lassen durchaus die Existenz verschiedener Ansichten über Details zu. Etwas heftiger wird es bei grundsätzlichen Fragen, insbesondere bei solchen, die vorgebliche Primate der Auseinandersetzung mit den historischen Phänomenen betreffen. In der Ägyptologie streiten spätestens dann, wenn es um die Besetzung von Lehrstühlen geht, immer noch Philologie und Archäologie miteinander, und die Ägyptologie verfällt gelegentlich kollektiv in Abwehrstellung gegenüber der fröhlich blühenden Ägyptomanie. In der Archäologie insgesamt können Sticheleien gegen ihr Selbstverständnis als Bewahrer und Verwalter des Altertums für ziemliche Irritationen sorgen.<sup>35</sup> Die Beispiele zeigen aber bereits, dass die

34 Die fruchtlose Auseinandersetzung zwischen westlich geschulten Ägyptologen (darunter solche ägyptischer Staatsbürgerschaft) und der afrikanischen Schule um Cheik Anta Diop, die u.a. schon an dem Beharren auf völlig unterschiedlichen Fragestellungen scheiterte, ist dokumentiert in: G. Mokhtar (Hg.), *Ancient Civilizations of Africa, General History of Africa II*, Unesco: Heinemann, 1981, 58-83; die (inzwischen endlose) Auseinandersetzung um Martin Bernal's *Black Athena* z.B. in: W. M. J. Van Binsbergen (Hg.), *Black Athena Alive. Towards a constructive re-assessment*, Münster u.a.: Lit, 2001.

35 So Cornelius Holtorf, *Beyond crusades: how (not) to engage with alternative archaeologies*, in: *Debates in World Archaeology*, World Archaeology 37, London: Routledge, 2005, 544-551 und Ders., *From Stonehenge to Las Vegas. Archaeology as Popular Culture*, Walnut Creek u.a.: AltaMira Press, 2005; die Hinweise verdanke ich Stefan Burmeister. Es sind soziologisch gesehen oft Wissenschaftler, die

Beschäftigung mit historischen Phänomenen in diesen Fällen nur bedingt im Zentrum steht. In erster Linie werden Positionskämpfe ausgetragen, die sich zwar fachinterner Schlagworte bedienen, aber eben auch um Plätze in Publikationsorganen drehen, im Kader oder sonst an der Sonne. Damit sind wir wieder zu den Rahmensetzungen der Interpretation durchgereicht: der Charakter solcher Auseinandersetzungen wird empfindlich von äußeren Bedingungen gesteuert. Kampf um die richtige oder falsche Interpretation ist auch Kampf um kulturelles und in letzter Instanz um materielles Kapital.

Aber diese Positionskämpfe sind unabdingbar in einer Wissenschaft, die sich der permanenten Integration bereits erworbenen Wissens durch dessen Negation verschrieben hat. So wird Altes durch Neues abgelöst und das Neue wieder in Frage gestellt. Da aber Interpretationen individuelle Akte sind, trifft die Negation der Interpretation auch das Individuum – und das wehrt sich oder stürzt in die persönliche Krise. So gesehen ist die Krise der Archäologie, die oben beschrieben und so oft beschworen wird, eigentlich nur der normale Weg des Wissens, das über die Leichen individueller Forschung hinweggeht.

### 3.6.

Also doch alles gut? Wissenschaftliche Konkurrenz als überindividueller Vorgang der Erweiterung objektiven Wissens und die persönlichen Krisen zwangsläufiges Beiwerk einer Beschäftigung mit dem Vergangenen, von dem man nie genau wissen wird aber immer besser wissen kann, „wie es eigentlich gewesen“? Nun, nicht ganz. Denn es bleiben die Interpretationen, die als grundfalsch aufstoßen; es bleibt der ganze Irrsinn an *posthum* ins *prä* verlängerten kulturell-politischen Konstruktionen (Nation, Rasse, Kultur), mit denen das friedliche Dahinleben von Menschen erheblich beeinträchtigt wird; es bleibt die Frage nach der Relevanz und der Beliebtheit des eigenen Daseins – als Archäologe und überhaupt.

---

nur „halb“ im institutionalisierten Wissenschaftsbetrieb Fuß fassen konnten, die gern den *advocatus diaboli* spielen und die Infragestellung des archäologischen Selbstverständnisses betreiben. Nicht zuletzt verdanken diese Gedanken meinerseits ihren Ursprung einer ähnlichen Konstellation. Zur Institutionalisierung der „arrivierten Häretiker“ im Wissenschaftsbetrieb siehe Bourdieu, op.cit., 18-21, 180-190.

Die oben noch in ein mentales Epochengerüst gezwängte Sinnkrise kann sich durchaus als etwas Elementares entpuppen, das nicht mit dem Warten auf die nächste Epoche oder das Vertrauen in „Methoden und Theorie der Kulturwissenschaften“ (einst: Natur-; bald: Lebenswissenschaften) behoben ist. Die Frage, ob das, was man da tut, eigentlich richtig ist und Sinn hat, ist ja viel älter. Auch die kokette Relativierung des eigenen Wahrheitsanspruches ist nichts Neues, ebenso wenig, dass diese Koketterie vor allem dazu dient, diesen Anspruch gerade zu untermauern. Bereits oder spätestens die Sophisten machten den Diskurs über Belanglosigkeit und Relevanz zur Methode und spielten mögliche Ansätze der Analyse solange gegeneinander aus, bis das Gewünschte als das Notwendige erklärt wird. Wie oben ausgeführt haben das neu erwachte Methodenbewusstsein und ebenso das postprozessuale Sinnieren über die historische Bedingtheit bzw. die Geschichtlichkeit des Faches eine ähnliche Funktion.<sup>36</sup> Einerseits soll Methode als Weg zur Objektivierung der Ergebnisse dienen; ein Motiv des tiefen Glaubens an die Kraft des *Beweises*, das den Naturwissenschaften abgelauscht wurde. Andererseits muss theorieselige Forschungs- und Rezeptionsgeschichte als Erklärung für unvermeidliche Belanglosigkeit erhalten, sobald der Referenzrahmen verlassen bzw. nicht mehr anerkannt wird; ein im Rahmen des theologischen und politischen Diskurses probates Mittel, letztendlich den Glauben an die Richtigkeit des eigenen Bekenntnisses hochzuhalten. Denn was als so weichgespültes Bekenntnis zur Belanglosigkeit daherkommt, kann als Argument schnell umgedreht werden: Solange der Gegner meinen Referenzrahmen nicht anerkennt, hat er damit auch *immer* unrecht, egal was in seinem Referenzrahmen richtig wäre – das ist der Kern der Idee vom *clash of civilizations*.

---

<sup>36</sup> Ich habe mich bewußt nicht lange bei der beliebten, aus dem anglophonen Diskurs über Archäologie, Anthropologie, Philosophie und Karriere übernommenen Unterscheidung von *new vs. post-processual archaeology* aufgehalten, die m.E. nur korrespondierende Facetten der Methodendiskussion beschreibt, die in der Ägyptologie wieder andere Spezifika in den nach wie vor stark national geprägten Forschungsschwerpunkten zeigt. Überhaupt hat man in letzter Zeit etwas den Eindruck gewinnen können, dass sich Theoriendiskussion vor allem als Kommentar zur prozessual/postprozessual Kontroverse versteht.



### 3.7.

Wenn nun Methode und Interpretation auch hier wieder so denunziert werden, können wir zu einer positiven Bestimmung der Aufgabe und damit des Sinnes von Ägyptologie und Archäologie, der Substanz historischer Wissenschaft überhaupt zurückkehren? Ich will es zumindest versuchen, über drei Aspekte, die wissenschaftliche Forschung vor allen anderen Formen der Rezeption historischer Phänomene auszeichnen und eng mit Methodik und Interpretation verbunden sind: die Erkenntnis der Bedingtheit von Forschung, das Bekenntnis zur Verifizierbarkeit in einem als offen verstandenen System und schließlich die Anerkennung der Verantwortung für das konkrete Ergebnis.

Zum ersten: Die Erkenntnis, dass Forschung von Bedingungen regiert wird, ist weder neu noch originell, sie provoziert aber eine wichtige Folgerung. Da nämlich bereits die Fragestellung durch diese Bedingungen als ein interpretativer Akt konstituiert ist, darf man eben nicht bei der Frage „wie es eigentlich gewesen“ stehen bleiben. Diese werden wir nie beantworten können, weil wir das „es“ nur aus unserer Perspektive heraus definieren können. Damit erschaffen wir einen Entwurf, dessen Existenz in historischen Zusammenhängen wir nach bestem Wissen und Gewissen zwar untersuchen können, der aber niemals etwas ist, was damals so war. Geschichte ist ein „es“, das wir aus der unendlichen Anzahl von Ereignissen destillieren; die Übersetzung eines Textes kann immer nur von der Sprache inspiriert sein, in die jener übertragen wird; das ästhetische Erleben eines antiken Kunstwerks ist ein heutiges; jede noch so kunstvolle Hermeneutik wird in den antiken Quellen immer eine Botschaft an das Jetzt entschlüsseln. Wir bemühen uns, auch die Kontexte jener vergangenen Epochen in unsere Rekonstruktion einzubeziehen und wir sind wohl relativ erfolgreich dabei. Aber der Sinn dieser Rekonstruktion liegt im Heute und nur hier kann sie ihre Relevanz entfalten.

Zum zweiten: Im Gegensatz zur kontemporären Rezeption (Kunst Feuilleton, Politik), die ihre Erfüllung im Erfolg ihrer Produkte im Heute finden kann, müssen sich als wissenschaftlich verstehende Ergebnisse der Prüfung in der historischen Tiefe aussetzen. Die wissenschaftsgeschichtliche Auseinandersetzung mit den Ergebnissen vorangegangener Forschung zeigt, dass ein gefundenes Ergebnis nie

unwidersprochen oder wenigstens modifiziert weiterexistiert. Das trifft selbst für die scheinbar allerobjektivste und überindividuellste Art archäologischer Interpretation zu: für die Grabung und die Befundpublikation. Auch diese werden immer wieder durch Nachgrabungen, Neupublikationen und Kritik des methodischen Ansatzes weiterentwickelt. Die dialektische Negation ist tatsächlich der einzige Weg, in dem sich Objektivität konstituiert; nicht die richtige oder falsche Methode/Theorie ist der Weg zur Wahrheit, sondern die Aufhebung der Interpretation in der wissenschaftlichen Praxis. Hierin liegt auch die Besonderheit der oben erwähnten ersten Interpretation, der Interpretation von Phänomenen zu einem Befund in der Archäologie als Wissenschaft. Die wissenschaftliche Erstinterpretation, die Befundansprache, baut auf dem gewonnenen Interpretationsstand auf, den sie durch die methodisch saubere Behandlung des so gewonnenen Befundes in einer neuen Interpretation dialektisch aufhebt.

Und zum Dritten: Wenn wir die Bedingtheit jeder Erkenntnis als ein Produkt unserer Tage und die Notwendigkeit ihrer Negation im Morgen anerkennen, dann liegt das Bekenntnis zur Relevanz des eigenen, des individuellen Ergebnisses darin, dass wir uns der Verantwortung gegenüber diesem Ergebnis im Heute stellen. Zu wissen, dass diese Interpretation die Zeit nicht überstehen kann, aber zu verantworten, dass diese Interpretation heute eine gültige Antwort für die Fragen „wie es eigentlich gewesen“ formuliert, verleiht der archäologischen Forschung Relevanz.

### 3.8.

Der zuletzt pathetisch deklamierte Aufruf zur Verantwortung mag im 21. Jahrhundert (doch, noch einmal die mentale Epoche) ziemlich verstaubt klingen und erinnert wohl – *horribile dictu* – an den Spruch von der „Parteilichkeit“, der in der Theorie der Gesellschaftswissenschaften in der DDR normative Bedeutung besaß.<sup>37</sup> Deshalb soll das Problem zuletzt noch etwas ausgeführt werden.

Es ist ja nicht so, dass der Ruf nach Verantwortung nur für vorgeblich totalitär gesteuertes For-

<sup>37</sup> Siehe s.v. „Parteilichkeit“ in: Georg Klaus u. Manfred Buhr (Hgg.), *Philosophisches Wörterbuch*, 6. Auflage, Leipzig: Bibliographisches Institut, 1969, 819-822 und die Überlegungen von Eric Hobsbawm, *Partisanship*, in: Ders., *On History*, London: Weidenfeld & Nicolson, 1997, 124-140.

schen sinnvoll anzuwenden wäre. Gerade wenn man bereit ist einzuräumen, dass Wissenschaft in erster Linie Selbstzweck ist, ein sich in hermeneutischen Zirkeln bewegender und das ästhetische Erleben befördernder Hang zum Wissenserwerb, Erregung ob der Einswerdung mit dem Weltwissen (oder etwas einfacher ausgedrückt: Spaß am Rätselraten), auch dann ist die Frage nach der individuellen Verantwortung für die Beurteilung von Belanglosigkeit und Relevanz durchaus hilfreich. Der Forscher kann sich um diese Frage höchstens drücken, indem er sein Forschen freiwillig in die luftigen Sphären der Belanglosigkeit sublimiert, oder, indem er unreflektiert auf die unbedingte Relevanz gerade seiner Forschung pocht. In beiden Fällen wird er dann allerdings dem Zerrbild des arroganten Elfenbeintümlers durchaus gerecht, und stürzt sich und sein Fach in die Legitimationskrise. Aus der Beurteilung der eigenen Relevanz kann er hingegen eine doppelte Legitimation ziehen: einerseits nicht jeder Interpretation gleiches Gewicht zu geben und andererseits die eigene Interpretation mit der gehörigen Selbstwertschätzung in den Kreis anderer Ansichten zu stellen. Und er kann sich so neben der Frage nach der „Richtigkeit“ seiner Erkenntnis auch damit auseinandersetzen, welche Entstehungsbedingungen die Motivation, den Gang und den Erfolg, aber auch (und dass ist in Zeiten der oben postulierten Krise fast noch interessanter) den *Misserfolg* seiner Forschung determinieren.

Der Weg zu einem solchen Verhältnis gegenüber der eigenen Forschung ist wohl die Einsicht in die Konkretheit der wissenschaftlichen Arbeit. Diese lässt sich aus dem oben bereits erörterten Vorgang des interpretativen Aktes ableiten, der so immer nur von Individuen erbracht werden kann, so sehr man sie auch auf die Rolle als Exekutoren des Zeitgeistes reduzieren möchte. Über die Konkretheit lässt sich einerseits die Bedingtheit der Forschung in den Entstehungsbedingungen beschreiben, andererseits aber auch der Wert der individuellen, unverwechselbaren Leistung erkennen. Dieser Zugang ermöglicht den kritischen, aber prinzipiell positiven Zugang zur eigenen wie zu fremder Forschung.<sup>38</sup> Die Einsicht

38 Sehr schön wird dieser Umstand in Bezug auf die Keramiktypologie von Stephan Seidlmayer, *Gräberfelder aus dem Übergang vom Alten zum Mittleren Reich*, SAGA 1, Heidelberg, 1990, 7 formuliert: „Keine zwei Bearbeiter würden dieselbe Typologie aufstellen; kein Bearbeiter würde in einem

in die Konkretheit gewährt jeder Interpretation ihre Berechtigung, bedingt wenigstens. Sie ist Ausdruck eines Zeitgeistes *und* eines individuellen Vermögens, Temperamentes, Willens. So bleibt sie in jedem Fall eine Leistung, die der Rezeption lohnt – in unserem Fall durch die Wissenschaftsgeschichte.<sup>39</sup> Andererseits erlaubt der Rekurs auf die Verantwortung auch, diese konkreten Ergebnisse mit der nötigen kritischen Distanz zu sehen. Wer Blödsinn redet, sollte sich nicht auf Zeitgeist oder Befehlsnotstand herausreden können, immerhin steht ihm durchaus an, die Folgen seines Tuns zu bedenken. Dasselbe gilt für die Wissenschaft von der Rezeption, der Stellungnahmen keineswegs verboten sind. Man muss nicht alles als Ausdruck des Zeitgeistes loben, was so über Ägypten geschrieben, gemalt usw. wurde.

Die scheinbar unvermeidliche Aufhebung des Wahrheitsanspruches in den historischen Wissenschaften, die in der Theoriediskussion im Moment recht populär ist, muss also nicht in Agnostik oder Belanglosigkeit führen. Sie zeigt vielmehr, dass die Verantwortung zurück auf die Interpretation fällt. Die in der methodischen Auseinandersetzung der letzten Jahre erreichte Einsicht in die Bedingtheit der Forschung erlaubt es nicht mehr ohne selbstkritische Reflektion zu sagen „so war es“ und dabei zu meinen „so ist es“. Denn es ist eben auch der Archäologe, der bestimmte Konzepte *schafft* bzw. in aller

---

zweiten Anlauf seine eigene Lösung exakt reproduzieren. Wenn man bedenkt, daß die typologische Materialgliederung wiederum die Grundlage alles folgenden bietet, könnte der Unerfahrene daraus den Eindruck genereller Beliebigkeit gewinnen. Das wäre aber ein Irrtum. Sicher: Über die Definition eines einzelnen Typs, die Zuordnung oder Nichtzuordnung eines Objektes läßt sich endlos und zwangsläufig ergebnislos streiten. Darum, das sollte klar geworden sein, geht es auch gar nicht. Es geht um die morphologische Aussagen, die das typologische System im ganzen formuliert und die horizontalstratigraphisch oder kombinationsstatistisch bestätigt werden. Erst diese Ebene ist objektiv, und erst auf dieser Ebene lohnt die Diskussion.“

39 Aus dieser Perspektive gibt es auch keine „veralteten“ Methoden, Theorien oder Ergebnisse, sondern es gibt einen Korpus an positiven Erfahrungen, der in jeder konkreten Aktivierung dialektisch negiert und aufgehoben und damit erneut produktiv gemacht wird. Die Rückbesinnung auf Wissenschaftstechniken der *dilletantischen* Periode und deren produktive Neubelebung (Stichwort „Sammlung“; Krzysztof Pomian, *Der Ursprung des Museums. Vom Sammeln*, Berlin: Wagenbach, 1988) in jüngster Zeit belegt das eindrücklich.

Regel nur ein bestimmtes Konzept aus einer größeren Auswahl an Theorien aufnimmt und so diese Theorie in ihrer Bedeutung *affirmiert*, ihren Realitätsgehalt im Heute bestärkt.<sup>40</sup> Und er muss entscheiden, ob er das will. Die Archäologie hat ja bisher nicht nur die Überlegenheit bestimmter Kulturen, Rassen oder Geschlechter bewiesen. Sie war in ihrem 20. Jahrhundert in Theorie und Methode durchaus auch gewillt zu belegen, dass Kriege nicht der einzige Weg zum Ruhm, dass Frauen nicht Menschen zweiter Klasse und dass individuelle Aneignung nicht die einzig denkbare Form der Ressourcenverwertung waren – also sind. Ein gar nicht unsympathischer Zug. Denn damit liegt die Humanität oder Inhumanität einer historischen Konstruktion wieder im Entstehungsprozess ihrer selbst, und das ist der Vorgang der Interpretation.<sup>41</sup> Die Subjektivität der Interpretation ist nach allem, was oben gesagt wurde, unvermeidlicher Bestandteil von Forschung. Also sollten wir das Beste daraus machen – uns dazu bekennen.

### 3.9.

Nicht ganz zu Unrecht wird man sich nun fragen, was dieses schwere Geschütz der Verantwortung noch mit der Interpretation von Grabanlagen des Alten Reiches zu tun hat. Und zugegebenermaßen entscheidet sich an der Frage relativ wenig, ob man einen handlungstheoretischen oder einen symboltheoretischen Ansatz verfolgt, sich mit Stilsemantik oder ideologischer Botschaft befasst und ob man in einer Landschaftsdarstellung nun kosmische Symbolik oder Genreszenen präsentiert sieht. In erster

---

40 „In my view, „history“, as a plenum of documents that attest to the occurrence of events, can be put together in a number of different and equally plausible narrative accounts of „what happened in the past“, accounts from which the reader, or the historian himself, may draw different conclusions about „what must be done“ in the present.“ (White op.cit., 283).

41 So oder ähnlich formuliert schon bei: Bruce G. Trigger, *Romanticism, Nationalism, and Archaeology*, in: P. L. Kohl u. C. Fawcett (Hgg.), *Nationalism, politics, and the practice of archaeology*, Cambridge, 1995, 263-279; Mario Liverani, 2084: *Ancient Propaganda and Historical Criticism*, in: Jerrold S. Cooper u. Glenn M. Schwartz, *The Study of the Ancient Near East in the 21<sup>st</sup> Century*, The William Foxwell Albright Centennial Conference, Winona Lake/ Indiana: Eisenbrauns, 1996, 283-289; Eric Hobsbawm, *Outside and Inside History*, in: Ders., *On History*, London: Weidenfeld & Nicolson, 1997, 1-9.

Linie wird die hier vorliegende Zusammenstellung helfen, den oben genannten zweiten Aspekt archäologischen Forschens zu stimulieren. Das ominöse Schiedsgericht über die Richtigkeit und Falschheit einer Erkenntnis kann nur die wissenschaftliche Praxis sein. Indem die verschiedenen Ansätze und die unterschiedlichen, gegebenenfalls auch sich widersprechenden Ergebnisse nebeneinander stehen, wird eine konzentrierte Überprüfung und Diskussion möglich, sind wir in der Lage, das positive Wissen über unseren Gegenstand zu mehren. Da auch dieses Wissen nur das unserer Tage sein kann, stellen wir es zur weiteren Überprüfung bereit. Und letztendlich äußert sich in der hier präsentierten Sicht der Dinge ein Weltbild, wie es unserer Zeit und jedem beteiligten Forscher eigen ist. Dass mag in den hier interessierenden Fällen kaum differieren, aber oben wurde von der Auseinandersetzung mit fundamental verschiedenen Weltbildern oder Ansichten bereits gesprochen. Spätestens dann, wenn der Archäologe aus seinem Studierzimmer heraustritt und bei der Feldarbeit, im Museum oder gegenüber dem Feuilleton Rechenschaft über sein Tun und Trachten ablegen muss, kann es hilfreich sein, wenn er dieses Tun nachvollziehen kann – aber auch die Motivation der jeweiligen Frage oder des jeweiligen Vorwurfes.<sup>42</sup> Und wenigstens dazu ist es vielleicht gar nicht schlecht, durch die Versammlung verschiedener Beiträge in einem Band die Bedingtheit jeder Interpretation durch die Handschrift des Forschers und die Umstände des Habitus deutlich zu machen, die gegenseitige Überprüfung im offenen wissenschaftlichen Austausch hin zu neuem Wissen zu befördern und schließlich jeden Beteiligten – Autor wie Leser – dazu einzuladen, zu den Ergebnissen durch Begeisterung, Ablehnung oder Längeweile Stellung zu beziehen.

---

42 So ist es wichtig und sinnvoll, in der Auseinandersetzung mit amerikanischen afrozentristischen Thesen die dahinterliegende Motivation – das Bemühen um kulturelle und politische Anerkennung – zu berücksichtigen (A. M. Roth, *Building Bridges to Afrocentrism: A Letter to my Egyptological Colleagues*, ARCE Newsletter 167, Sept. 1995, 1, 14-17, ARCE Newsletter 168, Dec. 1995, 1, 12-15); ebenso bei der Beschäftigung mit der afrikanischen Ägyptologie das Bemühen um eine intellektuelle Genealogie jenseits des westlichen Kulturmodelles (L. Harding u. B. Reinwald (Hgg.), *Afrika – Mutter und Modell europäischer Zivilisation? Die Rehabilitierung des Schwarzen Kontinents durch Cheik Anta Diop*, Berlin, 1990) und – aktuell im Frühjahr 2006 – bei

der Ausweisung der Archäologen aus dem Gebiet der Manasir im geplanten Staudammgebiet am 4. Katarakt deren Kampf gegen die Umsiedlung. An dieser Stelle können weitere solcher Beispiele genannt sein, in denen tatsächlich schwerwiegende Fragen an den Archäologen herangetragen werden: Wem „gehören“ archäologische Artefakte, z.B. in einem vom Bürgerkrieg erschütterten Land wie Afghanistan? (Reinhard Bernbeck, *Imperialismus und Archäologie. Zur Zukunft der Vergangenheit Afghanistans*, Das Altertum 48, Band 4, 2003); hat der Archäologe tatsächlich einen Alleinvertretungsanspruch für das Altertum oder ist nicht auch die Zerstörung von archäologischen Befunden ein legitimer Bestandteil von kultureller Auseinandersetzung? (Holztorf op.cit. z.B. versus Thomas Scheibner, *Archäologie, Verantwortung und Kulturerhalt*, Der Antike Sudan / MittSAG 16, 2005, 15-33); ist die politische Vereinnahmung von archäologischen Befunden legitim? (P. L. Kohl / C. Fawcett: *Archaeology in the service of the state: theoretical considerations*, in: P. L. Kohl u. C. Fawcett (Hgg.), *Nationalism, politics, and the practice of archaeology*, Cambridge, 1995, 3-18) usw. Letztendlich können an dieser Stelle weder pauschale Anleitungen zu richtigem Handeln verkündigt, noch sich in postmoderne Beliebigkeit geflüchtet werden, sondern Positionierung tut Not – womit man sich natürlich angreifbar macht.

